

Prof. Dr. Notger Slenczka

Herz in Not

7. Universitätsgottesdienst vom 29.05.2011

Sommersemester 2011

„Herzklopfen“

Predigttext:

Psalm 27,8

"Mein Herz hält dir vor dein Wort: Ihr sollt mein Angesicht suchen. Darum suche ich, Herr, dein Antlitz." (Ps. 27,8)

I.

Robert Gernhardt. Geboren 1937, gestorben 2006. Schriftsteller: Satiren, Gedichte, Erzählungen, Romane. Karikaturist, Zeichner, Maler.

Auf den ersten Blick ein Genie der abgedrehten Komik, Nonsense- und Blödelgedichte, die sich jeden Ernst entschieden verbitten, so unter dem Titel 'Selbstverteidigung':

"Die alte Frage 'Wer bin ich' / Hebt wieder mal ihr Haupt. / 'Du bist viel blöde, Frage, / Hau ab, sonst ich dich schlage.' / Da läuft sie, daß es staubt."

Die Verweigerung gegenüber jedem Tiefsinn scheint Programm zu sein – auch wenn er einmal ein zauberhaftes Sonnett unter dem Titel 'Roma aeterna' schreibt:

"Das Rom der Foren, Rom der Tempel / Das Rom der Kirchen, Rom der Villen / Das laute Rom und das der stillen / Entlegnen Plätze, wo der Stempel /

Verblichener Macht noch an Palästen / Von altem Prunk erzählt und Schrecken / Indes aus moosbegrüntem Becken / des Wassers Spiegel allem Festen /

Den Wandel vorhält. So viel Städte / In einer einzigen, als hätte / Ein Gott sonst sehr verstreuten Glanz /

Hierhergelenkt, um alles Scheinen / Zu steingewordnem Sein zu eilen: / Rom hat viel alte Bausubstanz."

Ein wunderbares, sprachlich und in der Wahl der Bilder unglaublich schönes, formvollendetes Sonnett – und dann faßt die letzte Zeile alles in eine flache Platitüde zusammen, die Logik des touristischen Mächtgern-Connaisseurs durchbricht den Zauber des Gedichts und ruiniert

ihn, die Zusammenfassung des Immobilienmaklers stellt das Ganze unter eine selbstironische Perspektive, die an den Zuruf des von Gernhardt zutiefst bewunderten Heinrich Heine an sein Fräulein am Meere erinnert, das den Sonnenuntergang beseufzt: "Mein Fräulein, sein Si munter, / Das ist ein altes Stück; / Hier vorne geht sie unter / Und kehrt von hinten zurück."

II.

Aber dennoch: Immer wieder stutzt man, wenn man die Bände der Gedichte Gernhardts durchblättert, bleibt nicht nur hängen an Versen, die sprachlich traumhaft schön sind, sondern stolpert auch über Themen, die zum sonstigen Nonsens nicht passen, Gedichte über die Endlichkeit, über den Tod, über Gott. Freilich: Gernhardt wäre nicht Gernhardt, wenn er nicht auch das noch selbstironisch verspotten würde – etwa in einem Gedicht unter dem Titel 'Hyänen':

"Das unterscheidet den Menschen von den Tieren: / Er kann selbst den Tod instrumentalisieren.

Das Tier verreckt, der Mensch geht dahin / Das Tier stirbt sinnlos, beim Menschen macht es Sinn.

Der Tod des Menschen ernährt Interpreten / In Form von Gedichten oder Gebeten:

Die Dichter, die Priester – / Sinngelüste Biester

Die Priester, die Dichter – / Feiles Gelichter."

III.

Daß ein Dichter, daß ein Priester dem Tod einen Sinn abzumogeln sucht, ist das eine, darauf komme ich noch. Aber die Beobachtung, die die Tod-Gedichte Gernhardts von Anfang an kennzeichnet, ist diese: Daß das ganz durchschnittliche Leben von Sinngebungen durchzogen ist, die dem Tod nicht standhalten; das durchschnittliche Leben funktioniert nur, weil die Frage nach dem Tod konsequent abgeblendet und verdrängt wird. Ein Gedicht beispielsweise unter dem Titel 'Enttarnt' kommt zunächst komisch daher:

"Durch einen Fehler im Weltenplan / lockerte sich mein Schneidezahn. / Da schoß es mir eiskalt durch den Sinn: / Wie, wenn ich nicht unsterblich bin? / Da schien mir urplötzlich sonnenklar, / daß ich ein endliches Wesen war. / Da war ich schlagartig gewarnt: / So habe ich Gott als Mörder enttarnt."

Natürlich spielt dieses Gedicht mit dem Missverhältnis zwischen dem minimalen Anlaß – ein gelockerter Schneidezahn – und dem dadurch erschlossenen 'Fehler im Weltenplan', zwi-

schen dem minimalen Anlaß und den daraus gezogenen umfassenden, metaphysischen Folgerungen: Gott ist ein Mörder. Aber Robert Gernhardt stößt mit seinem Gedicht, wie so oft, nur einen Reflexionsprozeß im Leser an, der zunächst über dies Gejammere aus geringstem Anlaß zunächst lachen mag, der aber dann beim zweiten Lesen doch darauf aufmerksam werden muß, daß dem Zahnleidenden nicht mit einem Schulterklopfen geholfen ist: Es hat keinen Sinn, ihm etwa zu sagen: 'Komm, nicht grübeln, ist ja nur ein Schneidezahn, und er ist ja nicht einmal ausgefallen, sondern nur gelockert. Trink noch ein Gläschen!' Denn der Schneidezahn weckt einen Gedankengang; am Anfang steht die Vermutung, daß nur ein unbeabsichtigter Fehler als Ursache in Frage kommt – "durch einen Fehler im Weltenplan"; kann ja nur ein Fehler sein, oder? Denn – das ist die Voraussetzung: Es ist doch eigentlich alles so eingerichtet, daß es mir zum Besten dienen muß. Und der Gedankengang vollzieht dann mehrere Schritte: Der Dichter formuliert zunächst – in Frageform – die Möglichkeit, 'daß ich nicht unsterblich bin': Könnte es sein ...? Des Todes hat der Sprecher bislang offenbar nicht gedacht, und nun kommt er in den Horizont des Möglichen – die offenbar fraglose Überzeugung von der Unsterblichkeit kommt zu Bewusstsein und steht gleich in Frage – was, nicht unsterblich? Mensch etwa, nicht Gott? Und dann schlägt die Frage um in die unabwiesbare Evidenz: Ich *bin* endlich: "Da schien mir urplötzlich sonnenklar, daß ich ein endliches Wesen war" – ein Wesen, das auf ein Ende zugeht.

Und die daraus abgeleitete verallgemeinernde Einsicht: Das ist kein Zufall. Sondern der Weltplan ist nicht auf mein Leben ausgerichtet. Kein versehentlicher Fehler im Weltplan, sondern dahinter steht böse Absicht – ein Mörder. Endlich ist der Mensch, weil er einem Plan ausgesetzt ist, der seinen Tod zum Ziel hat.

Nicht diese Einsicht in die Sterblichkeit aber ist das eigentliche Thema des Gedichts, es ist auch eigentlich keine Aussage über Gott beabsichtigt, sondern das Thema ist die Naivität des Menschen, der zwar weiß, daß – gemäß dem berühmten Syllogismus – Sokrates sterblich ist, weil er – Sokrates – ein Mensch ist und alle Menschen sterblich sind. Aber der Mensch, der diesen Syllogismus formen kann, ist unfähig oder besser unwillig, ihn auf sich selbst anzuwenden. Klar, Sokrates ist sterblich; aber was hat das mit mir zu tun? Das Gedicht beschreibt das Zerschlagen dieser Weltnaivität, dieser mangelnden Aufmerksamkeit auf sich selbst und auf die eigene Sterblichkeit – und Gernhardt ironisiert dieses Verdrängen der Endlichkeit. In seinen zeitkritischen Gedichten verspottet er zuweilen die bemüht aufrecht erhaltene Fassade des Spießers, der lieber wegguckt und sich die Wirklichkeit schönredet, als sich ihr aussetzen – denn das würde ihn mindestens zur Stellungnahme, zum Protest verpflichten. Gernhardt erweitert diesen gängigen sozialkritischen Spott und verallgemeinert ihn, macht sich

lustig über die Naivität dessen, der mit dem Tod nur umgehen kann, indem er ihn zu vergessen sucht und verdrängt; macht sich lustig über Lebensentwürfe, die die eigene Endlichkeit nicht in Rechnung stellen, sie verdrängen und an ihr zerbrechen.

IV.

"Es lockerte sich mein Schneidezahn ..." – im Gedicht 'Enttarnt' löst eine bestimmte Erfahrung die Einsicht in die Endlichkeit aus und macht sie unabweisbar. Der unter aller Selbstironie ernsthafte Ton der Gedichte Gernhards verstärkt sich in den 90er Jahren nach dem Tod seiner ersten Frau, nach seiner Herzoperation 1996 und nach der Krebsdiagnose 2002; 'Herz in Not' heißt das Tagebuch, das aus den Gedichten besteht, mit denen Gernhardt die Bypass-Operation begleitet. Der Tod wird zum Thema, das im Gelächter der Gedichte immer wieder auftaucht und ganze Sammlungen bestimmt.

'Lehre uns bedenken, daß wir sterben müssen, auf daß wir klug werden' – und klug werden heißt für diesen Beter des 90. Psalms: zur Gottesfurcht finden, die der Weisheit Anfang ist. Daß Gernhardt die Selbsttäuschung des Menschen, der den Tod verdrängt, ironisiert, heißt nicht, daß er nun religiös würde – weiß Gott nicht! In vielen seiner Gedichte, die diese Schicksalsschläge reflektieren, setzt sich Gernhardt mit den Tröstungen der Religion, des christlichen Glaubens auseinander oder wird ihnen in dem Krankenhaus, in dem er auf seine Operation wartet, ausgesetzt – "*Sonntagmorgenandacht* 'Bis hierher hat uns / Gott gebracht in / seiner großen / Güte' – [Gedankenstrich] vielleicht sollte / mal jemand dem Chor / im Haus-Sender stecken, / daß er vor Krankenhausinsassen singt." In der Wirklichkeit der Krankheit und des nahen Todes zerbrechen eben nicht nur die Scheinwirklichkeiten, unter deren Schleier sich der Mensch seine Endlichkeit zu verbergen sucht; sondern an derselben Wirklichkeit des Todes scheitern auch die Sinnangebote des christlichen Glaubens – auch die von Paul Gerhardt:

"Geh aus mein Herz oder Robert Gernhardt liest Paul Gerhardt während der Chemotherapie

Geh aus mein Herz und suche Leid

in dieser lieben Sommerszeit

an deines Gottes Gaben.

Schau an der schönen Gifte Zier

und siehe, wie sie hier und mir
sich aufgereihet haben.

Die Bäume stehen voller Laub.
Noch bin Fleisch, wann werd ich Staub?
Ein Bett ist meine Bleibe.
Oxaliplatin, Navoban,
die schauen mich erwartend an:
Dem rücken wir zuleibe.

Der Weizen wächst mit Gewalt.
Ich aber fühl mich dürr und alt,
das Weh verschlägt mirs Loben
des, der so überflüssig labt
und mit so manchem Gut begabt:
Des hohen Herrn da oben.

Gernhardt setzt dem Schöpfungsjubel Paul Gerhardts die eigene Erfahrung entgegen; in der ersten Zeile wird jeweils das Originallied zitiert, das pralle Lebensglück, das Paul Gerhardt beschreibt – und dann setzt Robert Gernhardt die Wirklichkeit, die eigene Todesnähe daneben –

"Die Bächlein rauschen durch den Sand.
Wie gern säß ich an ihrem Strand
voll schattenreicher Myrten.
Die Wirklichkeit liegt hart dabei.
Sie ist erfüllt vom Wehgeschrei
der Kranken und Verwirrten."

Die Wirklichkeit liegt hart dabei – und an ihr zerbricht jeder Trost und jede Lebenszuversicht, die Paul Gerhardt aufruft. Gernhardt überspringt die Verse Paul Gerhardt, in denen dieser ja im Leiden seinerseits wahrlich nicht unerfahrene Dichter die Schönheit der Schöpfung als Hinweis auf die künftige Herrlichkeit auslegt und in der er um die Gabe des ewigen Lebens bittet – das ist der Hintergrund des Jubels Gerhardts, den Gernhardt bewußt nicht beach-

tet; und er kann den Jubel Gerhardts nur als Hohn und Spott betrachten – bzw. genauer: Als Lärmbelästigung:

"Ich aber möchte nichts als ruhn, des großen Gottes großes Tun – das in dem Lied beschrieben wird – ist für mich schlicht Getue. Ich schweige still, wenn alles singt und lasse ihn, da Zorn nichts bringt, nun meinerseits in Ruhe."

Es ist wie ein Kontrakt – Gernhardt schweigt und belästigt Gott nicht weiter – aber im Gegenzug will er auch nicht vollgetönt werden von Liedern, die in seiner Lage Hohn und Spott sind. Das ist ein eigentümlicher Zug dieser Gedichte Robert Gernhardts über den Tod – auf der einen Seite hat er nur Spott übrig für die üblichen Verdeckung des Todes, das Wegsehen, das 'Tun als wäre nichts'; auf der anderen Seite verweigert er sich auch der religiösen Tradition, die den Tod ja wahrnimmt, aber ihm einen Sinn, eine höhere Bestimmung abzugewinnen sucht – der Tod darf nicht mit einem Sinn umgeben werden, sondern soll schonungslos in seiner Sinnlosigkeit ins Auge gefaßt werden. Illusionslosigkeit angesichts des Sinnlosen, die Verweigerung gegenüber den "Sinngeliebten Biestern", den Dichtern, den Priestern. Und daher Nonsensgedichte, im allerwörtlichsten Sinne, der Verzicht darauf, dem Ganzen einen Sinn abzugewinnen – oder besser: Was Gernhardt dem Ganzen abgewinnt, ist eine Pointe – wie der Narr, den er in einer seiner unsterblichen, von Versen begleiteten Bildergeschichten zeichnet, der von einem Pfeil tödlich getroffen auf den Arm gestützt am Boden liegt – "Warum heißt der Pfeil Pfeil? Pfeil er mich traf" – und mit dieser letzten Pointe auf den Lippen stirbt.

V.

'Herz in Not' – die schon genannte große, tagebuchartige Sammlung von Gedichten aus der Zeit seiner Herzoperation, eingeteilt in die Sammlungen PräOP und PostOP; unter viel Allotria wieder gelegentlich ganz ernsthafte Gedichte ohne jede ironisierende Wendung: Titel: *Das auch*. "Es quillen auch Tränen. / Die Anlässe: fließend. Ein Foto von Wolf [Rogosky], / ein Erinnern der Toten, / ein Druck jener Hand, / die das Wasser in den Vasen / wechselt und meine Hand festhält."

Oder: "*Praktikantin Pega*. Groß ist die Medizin / der weißen Männer. / Klein ist Pega / und von persischem Schwarz. / Wer hat ihr beigebracht, / daß man Menschen auch streicheln kann? / Ein weißer Medizinmann jedenfalls nicht."

Klar, ein platter Gegensatz, aber er lebt davon, daß in der trostlosen, künstlich-technischen Welt der weißen Medizinmänner etwas anderes sich meldet, etwas Fremdes, Ursprüngliches, etwas von Weither; paßt eigentlich nicht hinein in die Welt der Intensivmedizin – Pega, das

Streicheln – tut aber in seiner Einfachheit schlicht wohl. Jeder Spott schweigt da, keine ironisierende Pointe im Stil von 'Rom hat viel alte Bausubstanz' angehängt. Das – entschuldigen Sie den Ausdruck – das zarte Ereignis, daß ein Mensch nicht mit verständnisvollen Worten zugeschüttet wird, daß vielmehr in einer kleinen Geste eine Welt liegt – dies Ereignis bringt jeden Spott zum Schweigen. Noch einmal in der Sammlung Prä-OP: Titel: *Woran ich glaube*. "Nachtschwester Regina / Koreanerin, glaubt an Gott. / Zu den Tabletten / legt sie gern Traktate, / in denen ihr Gott / Leid nicht stillt, sondern abgreift. / Da glaub ich doch lieber an Nachtschwester Regina!"

Schwester Regina, die nachts da ist, die es in den Händen hat, das Leid zu stillen, das der explizit benannte und angerufene Gott nur ausbeutet. "Da glaub ich doch lieber an Nachtschwester Regina." Wieder: Von weit her, Koreanerin. Wieder meldet sich etwas anderes, und wenn auch Gernhardt ihrem Gott nichts anfangen, der Sinngebung des Leidens nichts abgewinnen kann: er bleibt doch nachsichtig, läßt ihr 'ihren Gott'. Vielleicht in der bereits zitierten Einsicht, daß Zorn nichts bringt. Vielleicht auch, weil dieser Gott in seiner Fremdheit zu der Schwester aus der Fremde gehört, die – im Gegensatz zu allen Theorien – da ist, wenn man sie braucht, eben in der Nacht. In der Gernhardt den Trost findet und erfaßt, der von einem Gott eigentlich zu erwarten wäre.

Eine Durchbrechung der Illusionslosigkeit. Eine Durchbrechung der Distanz. Eine Durchbrechung aller doppelten Böden der Ironie. Keine Pointe mehr. Etwas Fremdes. Die kleine Transzendenz für das Herz in Not.

VI.

Seht Ihr: das sind wir. Das sollen wir sein. Keine Traktätchenverteiler. Keine Gottestheoretisierer. Das hat seinen Ort und seinen Platz. Aber hier: Menschen, in denen andere Menschen mehr finden, als ein Mensch eigentlich geben kann. Menschen, bei denen andere den Trost finden, den sie suchen, auch wenn sie dies nicht mehr aussprechen können: "Mein Herz hält dir vor dein Wort: Ihr sollt mein Angesicht suchen. Darum suche ich, Herr, dein Antlitz." Nicht die Auferstehung, aber eine Geste, ein Streicheln, eine Hand. Nicht die Auferstehung. Sondern der Trank aus dem Schwamm für den verlassenen Beter am Kreuz. Im schweigenden Vertrauen darauf, daß der Ruf des Beters aus der Not seines Herzens eine Antwort erhalten wird. Im Vertrauen auf die Auferstehung.

Dies Vertrauen verleihe Gott uns allen. Amen.